

Unverkäufliche Leseprobe



Christian Meier
Die politische Kunst der griechischen
Tragödie

2022. 285 S.

ISBN 978-3-406-79066-9

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/33750780>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

Christian Meier

Die politische Kunst
der griechischen Tragödie

C.H.Beck

Der Schaubühne am
Halleschen Ufer
jetzt am Lehniner Platz zu Berlin
dankbar zugeeignet.

Das vormalige Schlußkapitel ist unter folgender Webadresse weiter
verfügbar: www.chbeck.de/meier-politische-kunst-tragoedie

2., erweiterte Auflage. 2022

© Verlag C.H.Beck oHG, München 1988

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Konstanze Berner, München

Umschlagabbildung: Edith Clever als Klytaimnestra, Agamemnon
(Gunter Berger), Cassandra (Elke Petri) in *Die Orestie des Aischylos*,

Regie: Peter Stein, Berliner Schaubühne, 1980;

Kostüme: Moidele Bickel; Photo: Ruth Walz, Berlin

Satz: Fotosatz Otto Gutfreud, Darmstadt

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 79066 9



klimaneutral produziert
www.chbeck.de/nachhaltig

Inhalt

I. ...fragen, wozu die attischen Bürger die Tragödie brauchten	7
II. Athen	14
1. Plötzlicher Aufstieg zur Großmacht nach jahrhundertelanger Schwäche	15
2. Bürger-Identität	19
3. Große Politik, radikale Demokratie und beschleunigter Wandel der Verhältnisse	31
4. Das mentale Unterfangen des Politischen: Fragen zum Athen des fünften Jahrhunderts	43
III. Die Bedeutung der Feste in Athen	54
IV. Tragödie und Dionysos-Fest	62
V. Aischylos	75
1. Perser	76
2. Aufkommen neuer politischer Kräfte: An der Schwelle zur Demokratie	93
3. Hiketiden	99
4. Entmachtung des Areopags	113
5. Orestie	117
a) <i>Gang der Handlung</i>	117
b) <i>Politische Anspielungen</i>	123
c) <i>Konflikt und Ausgleich</i>	124
d) <i>Vorgeschichte der Polis</i>	133
e) <i>Wiederholung, Problematisierung, Aktualität mythischer Erfahrung</i>	141
f) <i>Präsenz des Alten und Sicherung des Neuen; politisches Denken und Drama</i>	150
6. Prometheus	156
a) <i>Gang der Handlung</i>	157

b) <i>Inszenierung</i>	160
c) <i>Die politischen Gegensätze</i>	162
d) <i>Historisierung des Zeus und Geschichte der Menschheit</i>	168
e) <i>Die politische Kunst der Promethie</i>	173
7. Die Perserkriegsgeneration	178
VI. Sophokles	186
1. Aias	187
a) <i>Gang der Handlung</i>	187
b) <i>Ein Interesse, das alle Menschen verbindet</i>	193
c) <i>Das Scheitern des Autarkiestrebens des Einzelnen</i>	197
d) <i>Das Scheitern der Herrschaft</i>	200
e) <i>Ein Drittes als Alternative</i>	202
f) <i>Zur politischen Kunst des ‚Aias‘</i>	205
2. Antigone	208
Nachwort zur 2. Auflage	226
VII. Sophokles‘ König Ödipus	231
VIII. Euripides	240
1. Die Herakliden (430 v. Chr. oder kurz danach)	241
2. Die Hiketiden (wohl zweite Hälfte der 420er Jahre)	243
3. Hekabe und die Troerinnen	250
4. Phönissen	256
5. Orest	258
6. Die Bakchen	266
7. Iphigenie in Aulis	274
IX. Schluß	276
Bibliographische Hinweise	280
Nachtrag zu den bibliographischen Hinweisen	285

I. ... fragen, wozu die attischen Bürger die Tragödie brauchten

Der ganze griechische Geist und seine Kultur
steht in stärkster Beziehung zur Polis
Jacob Burckhardt

Die griechischen Tragödien waren für die attischen Bürger bestimmt. Nicht für ein spezielles Theaterpublikum, sondern für die ganze Bürgerschaft der mächtigsten Stadt jener Welt. Denn das war Athen im Zeitalter des Aischylos, Sophokles und Euripides im fünften Jahrhundert vor Christus.

Können also die Aufführungen dieser Tragödien – einmal im Jahr und jedesmal neue Stücke – nur Theater gewesen sein? Hätte sich Athen einen so unerhörten Luxus erlauben können? „Ach, die griechische Geschichte läuft so rasch“, heißt es bei Nietzsche. „Es ist nie wieder so verschwenderisch, so maßlos gelebt worden.“ So mag es sich für uns in der Tat ausnehmen, wenn wir die Hinterlassenschaft des athenischen, des klassischen Jahrhunderts überblicken. Aber war dem auch so? Oder waltete auch hier eine Ökonomie, wonach Gesellschaften vor allem einmal das hervorbringen, was sie brauchen? *Brauchten* die Athener die Tragödie? Und brauchten sie sie vielleicht kaum weniger notwendig als die Volksversammlung und den Rat der Fünfhundert und all die andern Institutionen ihrer Demokratie?

Es ist unbestreitbar, daß die attische Bürgerschaft im fünften Jahrhundert von ganz außerordentlicher Beschaffenheit war und sich in einer ganz ungewöhnlichen Lage befand. Zum ersten Mal in der Weltgeschichte war es dazu gekommen, daß die breiten Schichten der Bürgerschaft regelmäßige, kräftige Mitsprache und schließlich den entscheidenden Anteil an der Politik erlangten. Die Voraussetzungen dazu müssen sehr eigenartig gewesen sein; einige kennen wir, sie liegen im Rationalen sowie in der besonderen Ak-

zentuierung der Antriebsstruktur. Aber vielleicht gab es da noch einige weitere, die uns bisher verborgen geblieben sind?

Um die Zeit, aus der die ältesten uns überlieferten Tragödien stammen, hatte die attische Bürgerschaft, vorwiegend ungebildete, kaum erfahrene Männer, die bis dahin in kantonalem Horizont dahingelebt hatten, infolge der Perserkriege einen weiten Herrschaftsbereich gewonnen, war sie fast schon zur Vormacht in der Ägäis geworden. Wenig später stürzte sie den Adelsrat auf dem Areopag – und war seitdem allein verantwortlich für Athen, für sein Reich, für eine notwendigerweise weit ausgreifende, äußerst gewagte Politik und Kriegführung, deren Radius vom Schwarzen Meer bis Ägypten und bald auch bis in den Westen Griechenlands reichte. Und eben damit erschlossen sich unverhoffte, ungeahnte Handlungs- und Erwartungsräume, so daß auf den verschiedensten Gebieten die Dinge neu gesehen, geformt, gemeistert werden konnten, mithin ein rascher, reißender Wandel entstand.

Wie hielten die Athener das aus? Macht kann für die, die sie innehaben, so prächtig wie drückend, ein hoher Genuß und eine Quelle von Angst sein. Vor allem wenn es Leben und Tod, wenn es überhaupt große Entscheidungen ins Ungewisse gilt. Man gibt sie ja deswegen nicht auf, im Gegenteil. Aber sie kann zu schaffen machen, und mußte sie das nicht besonders im damaligen Athen tun, wo sie so frisch war und auf eine ganze Bürgerschaft zukam, deren Stellung in der Politik vielleicht intellektuell vorbereitet gewesen war, die sich dann aber aufs schnellste vor Problemen fand, auf die es keine Vorbereitung hatte geben können? Man hatte in den späten achtziger Jahren des fünften Jahrhunderts vor Christus eine Flotte gebaut, um den Persern begegnen zu können, hatte gesiegt; eines wie das andere war Ergebnis höchster Rationalität sowohl derer, die die Pläne entwarfen und die Voraussetzungen erdachten, wie auf andere Weise derer, die sie annahmen und ausführten. Aber was dann passierte, war ja etwas ganz anderes: Man mußte große Politik betreiben, Herrschaft ausüben und – man hatte Verantwortung, das heißt man stand vor der Notwendigkeit, auf die bewußten und unbewußten Fragen und Zweifel, die sich ergaben, Antworten bereitzuhalten und allen daraus erwachsenden Anforderungen sich selbst zu stellen.

Man hatte keinen Staat, keine Regierung, keine Instanzen, auf

die man sich (selbst wenn man es anders gewußt hätte) hätte verlassen können. Keine (oder fast keine) Polizei, keinen Apparat, auch keine öffentlichen Schulen; überall lag die Verantwortung bei und in und zwischen den Bürgern; lediglich die Ausführung der Beschlüsse wurde Einzelnen übergeben (und vielfach kontrolliert).

Wie konnte diese Bürgerschaft, und zwar vor allem in der Zeit, als sie noch neu waren, diesen Aufgaben, dieser Praxis, dieser Verantwortung gewachsen sein? Gewiß brauchten sie Kenntnisse und etwa die Fähigkeit, Reden und Vorschläge von Politikern zu beurteilen. In irgendeinem Ausmaß scheinen sie auch neue Maßstäbe entwickelt zu haben, um an ihnen ihr Denken und Trachten festzumachen. Indes fragt sich, ob es damit schon getan sein konnte. Was war mit den alten Vorstellungen, konnten die einfach vergehen, vernachlässigt oder gleichsam außerhalb der Tagesordnung gehalten, vielleicht auch schon dem dichterischen Spiel überlassen werden? Da hatte es doch etwa die Furcht vor dem „Neid der Götter“ gegeben, und nun beherrschte man ein großes Reich. Da hatte man sich immer wieder auf Gerechtigkeit und das „unter den Griechen Gebräuchliche“ berufen, und nun verstieß man dagegen nicht nur hier und da, sondern in einer systematisch werdenden Machtpolitik. Fragen über Fragen mußten sich auftun, die man kaum vor der Volksversammlung erörtern konnte, oder wenn, so stets unter dem Verdacht der politischen Interessiertheit, stets auf Anwendung bezogen und unter der Nötigung zu einer möglichst rationalen Argumentation.

Konnte da die Tragödie einspringen? Vielleicht nicht mit dem, was sie ursprünglich war, aber mit dem, was sie dann wurde? Und hat sie vielleicht noch wesentlich mehr für die „mentale Infrastruktur“ dieser so erfolgreichen wie auf irgendeine Weise auch abenteuerlichen Bürgerschaft geleistet, des mächtigsten, aber doch wohl auch unsichersten Teils einer Welt, die noch nicht recht ihre Möglichkeiten und Grenzen erprobt hatte, die zunächst vor allem in einer Zwischenlage zwischen Altem und Neuem sich befand?

In der Tragödie traf sich herkömmliches, mythisches Denken mit neuer Rationalität, Volkskultur mit Hochkultur. Könnte sie nicht dazu gedient haben, immer wieder am Mythos durchzuspielen, was die Bürger als Bürger beschäftigte? Ja vielleicht auch dazu, daß sich diese in den Schauspielen, im Fest der Großen Diony-

sien immer wieder ihrer Ordnung und deren Grundlagen, der Gerechtigkeit der Welt vergewisserten? Vielleicht gewann die frühe Demokratie hier jene Deckung, die frühe Monarchien in ihren Weltbildern finden und frühe Aristokratien in der Tradition, im unmittelbaren Zugang zu den Göttern? War die Tragödie – wie etwa das Menschenbild der Bildhauer, wie die Tempel und der Stil des Auftretens – vielleicht das spezifisch Schöne, in dem die Demokratie (und schon ihre Vorgeschichte) sich abstützte?

Die Götterfeste waren damals nicht nur Unterbrechungen des Alltags, nicht Freizeit, nicht Vergnügen, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach die notwendigen Widerlager des Alltäglichen, das erst zusammen mit dem Fest ein Ganzes bildete. Wir können uns kaum vorstellen, was das Fest den Griechen bedeutete. Kaum ausmalen, was es für eine Gesellschaft heißt, daß sie den „gebändigten Rausch“ des Festes kultiviert. Vielleicht haben wir bisher nur nicht gewußt, wie nötig die attische Demokratie die Tragödie hatte?

Vielleicht haben wir hier ein ganz besonderes Beispiel dafür vor uns, daß sich die Arbeit eines Gemeinwesens an seiner mentalen Infrastruktur in aller Öffentlichkeit vollzieht. Daß einmal – freilich in einem sehr besonderen Fall – die spezielle Balance, welche das Politische braucht, in der Öffentlichkeit des Fests immer neu gewährleistet wird. Daß man sieht, wie das Politische in den Vorstellungen, im Glauben, in jenem tieferen Wissen, auf das wir unsere Erfahrungen beziehen, wenn wir ihrer sicher sein wollen, unterfangen wird. Das mentale Unterfangen eines so gewagten Gemeinwesens kann jedenfalls nicht einfach gewesen sein.

Wir wissen, daß das Fest bei den Griechen für den Zusammenhalt der Bürgerschaften wichtig war. Brauchten sie die Tragödie vielleicht auch, um Distanz zum Alltag zu gewinnen, Ausgleich, Klarheit – und ein Offenhalten der Grundlagen ihres Lebens; brauchten sie sie zu deren Weiterbildung? Gewiß fand man sich in einer besonderen Lage. Die attische Bürgerschaft war – bei allen, zum Teil schweren Konflikten – in sich noch relativ homogen und geschlossen. Glauben und Kunst scheinen noch ineinander gerastet zu haben, so daß das Bedürfnis und die Möglichkeit entstehen konnten, für Geschehen und Pläne, Erleben, Gedanken, Motive und Zustände im weiten Kontext der Welt einen Sinn zu finden. Genau gesagt: Ein solches Bedürfnis, wie Menschen es immer ha-

ben, konnte in dieser Bürgerschaft noch nicht abgestumpft, sondern es mußte im Gegenteil wach und zudem allgemein sein, da man die Dinge gemeinsam erlebte, ins Werk setzte und erlitt. So verschieden, ja gegensätzlich die politischen Positionen angesichts des Umsturzes zur vollen Demokratie hin gewesen waren: Die Frage, wie man einen solchen Bruch göttlich sanktionierter Ordnung im herkömmlichen Weltbild unterzubringen hatte, war vermutlich allen gemeinsam. Und so war es mit all den Problemen, die die hohe Rationalität der attischen Politik im Verhältnis zu den überkommenen Selbstverständlichkeiten aufwarf. Das Politische war für diese Bürgerschaft nicht weniger als das wichtigste Lebenselement, es zog eine Unmenge Energien an sich, alle andern Bereiche wurden entweder darauf bezogen oder ihm gegenüber vernachlässigt. Das muß für eine bestimmte Zeitlang eine ungeheure Intensität des Erlebens mit sich gebracht haben. Bedeutete das denn aber nicht, daß man sich gerade auch in der alternativen Öffentlichkeit des Fests der Tragödie mit solchen Problemen befaßte und befassen mußte?

Es liegt sehr nahe, anzunehmen, daß die Bürger die Tragödien wesentlich auch als Bürger gesehen und gehört haben. Wie es auch wahrscheinlich ist, daß die Tragiker an der Tradition des griechischen Politischen Denkens teilhatten, in der sich weitgehende Unabhängigkeit mit großer Autorität verband. Ihre Werke müssen deswegen im Politischen nicht aufgegangen sein. Und sie müssen übrigens auch keineswegs zu den Fragen der Tagespolitik Stellung genommen haben, eher sollte man mit dem Gegenteil rechnen. Aber es spricht durchaus vieles dafür, daß sie eine politische Funktion hatten, die es zu untersuchen gilt.

Dieses Buch geht von der Annahme aus, daß im fünften Jahrhundert ein sehr enger Zusammenhang zwischen Tragödie und Politik bestand. Es möchte zunächst die Eigenart der attischen Bürgerschaft und ihrer politischen Lage in der Zeit zwischen dem Persischen und dem Peloponnesischen Krieg umreißen, jener Zeit also, da die Demokratie entstand, da das Reich neu war und da in Athen Generationen ausschlaggebend waren, die noch relativ stark im alten Herkommen wurzelten oder von ihm berührt waren. Es soll dann über die Rolle der Feste und besonders desjenigen der Tragödie im damaligen Athen orientieren. Vor allem aber geht es darum,

einige Tragödien, zumal solche des Aischylos und dazu zwei frühe des Sophokles, daraufhin zu interpretieren, wie sie den Bürgern als Bürgern wichtig gewesen sein mögen. Die Konzentration der Auswahl auf Tragödien vor dem Peloponnesischen Krieg erklärt sich aus der hier behaupteten engen Verquickung zwischen der Dichtung und ihrer Gegenwart. Da hätte man nicht leicht die nahezu sieben Jahrzehnte umfassen können, aus denen uns Tragödien überliefert sind, oder das Buch wäre zu lang geworden.

Man mag fragen, wie wir von heute aus über die Bedürfnisse der attischen Bürger des fünften Jahrhunderts Aufschluß erlangen wollen. Die historische Überlieferung, die uns über die damalige Politik orientiert, gibt dazu kaum etwas her. Da finden wir die Athener einfach damit beschäftigt, ihre Politik zu treiben, vor allem ihre Kriege zu führen. So entsprach es den Gesetzen der Gattung, die damals entstand, so wird es in derjenigen Schicht des Polis-Lebens, über die die Historiker berichten, auch gewesen sein. Trotzdem muß sich in jener Zeit zugleich ein bedeutendes Stück Mentalitätsgeschichte abgespielt haben. Übersieht man es, so begeht man den Fehler, die Geschichte zu eng zu sehen. Versucht man, es zu rekonstruieren, so läuft man Gefahr, es falsch zu sehen. Diese Gefahr ist, scheint mir, weniger zu fürchten als jener Fehler, zumal man sie eingrenzen kann, indem man Vermutungen und offene Fragen als solche markiert.

Ich meine, daß die Tragödie selbst in vieler Hinsicht auf die hier gestellten Probleme Antworten geben kann. Sie ist von größtem Interesse insofern, als sie die einzige Gattung der damaligen Literatur darstellt, in der die mittleren und unteren Schichten für uns „anwesend“ sind; beteiligt zwar nur als Rezipienten, trotzdem in einem gewissen Sinn maßgebend. Insofern kann man aus den Tragödien auf das schließen, was sie beschäftigt, ja umgetrieben hat. Es bleibt dann die Frage, warum das, was für eine so eigentümliche und uns, genaugenommen, so außerordentlich fremde Bürgerschaft gedichtet war, auch uns etwas und gar sehr viel zu sagen vermag. Doch damit stellt sich das allgemeine Problem des Verhältnisses von Fremdem und Vertrautem bei den Griechen, das Problem auch der griechischen Klassik – und auch darüber wird man am ehesten etwas in Erfahrung bringen, wenn man diese Kunst in ihrer unmittelbaren Beziehung zum Politischen jener Kultur sieht.

Das Buch versteht sich als Vortrag einer These. Seine Interpretationen suchen die Tragödien zwar als Ganzes zu nehmen, beanspruchen aber nicht im geringsten, eine auch nur im wesentlichen erschöpfende Behandlung von ihnen zu geben. Es wird hier allerdings keine Alternative zwischen politischen und dramatischen Gesichtspunkten gesehen. Mindestens die Dichter, deren Texte uns überliefert sind, waren viel zu gute Dramatiker, als daß sie Gefahr gelaufen wären, das, was ihnen politisch bedeutsam war, irgendwie aus dem Zusammenhang der Handlung herausragen zu lassen. Von Einzelheiten abgesehen.

Das Buch wendet sich nicht speziell an Fachleute, es soll vielmehr einen Ertrag von Forschung für alle diejenigen darstellen, die ein Problem darin zu sehen vermögen, was in der wichtigsten Phase der Geschichte Athens, einer der bedeutendsten der Weltgeschichte, in den tieferen Dimensionen des Denkens und Vorstellens, der Moral und des Glaubens vor sich ging – und vielleicht gar, warum das „griechische Wunder“ (von dem Ernest Renan spricht) zwar erstaunlich und in vielen seiner Voraussetzungen „zufällig“, aber letztlich doch erklärlich ist, wenn man jedenfalls die extreme Besonderheit der damaligen Athener zu respektieren weiß.

Daß damit auch eine eigenartige Funktion und Leistung von Kunst überhaupt, eine besondere Form ihrer Einbettung in die Gesellschaft zutage tritt, mag gleichfalls von Interesse sein, auch wenn es unwiederholbar ist.

II. Athen

Athen war im fünften Jahrhundert, im Zeitalter der Tragödie, eine äußerst bewegte, maßlose, beunruhigende Stadt. Faszinierend, gefürchtet, bewundert; und manch einem wird es schwergefallen sein, es zu verstehen.

Im Innern wie nach Außen haben die Athener damals die Welt der Griechen in einer Weise in Bewegung versetzt und gestört, haben sie überkommene Grenzen des Handelns, des Denkens, der Ordnung und der Ausübung von Macht in kurzer Frist in einem Ausmaß durchbrochen, daß nicht nur die andern, sondern auch sie selbst immer wieder Mühe gehabt haben müssen, sich zurechtzufinden und auf die neuen Bedingungen einzustellen. Was herkömmlich die Wirklichkeit auszumachen schien, wurde weithin außer Kraft gesetzt. Statt dessen wucherten die Möglichkeiten, und deren Grenzen waren so bald nicht erprobt. Es geschah ein Umbruch sondergleichen. Und mit allem, was er den Athenern eröffnete, mußte immer auch ein Element der Unsicherheit, wenn nicht des Unheimlichen einhergehen. Sophokles' Chorlied „Viel Ungeheures und nichts ungeheurer als der Mensch“ reflektiert auf eine ganz aktuelle Erfahrung.

Athen wurde über kurz oder lang ein Fremdkörper in der griechischen Welt und zugleich ihr Zentrum, die mächtigste, die interessanteste Stadt; dank der Herrschaft über die Ägäis, die es ausübte, dank der Tatsache, daß es jahrzehntelang die Rolle der Großmacht neben Sparta und gegen Persien spielte, dank all der Veränderungen, die es durchmachte, dann aber auch auf Grund des Zusammenströmens der verschiedensten Güter und vor allem Geister in seinen Häfen und zwischen seinen Mauern.

Der Außenseiter als Herrschender, die maßlose Stadt als die maßgebende: einigermaßen paradox klingt das, aber gerade so muß es auch gewesen sein, und nicht zuletzt darin lag das Interesse begründet, das diese Stadt damals und bis heute immer wieder auf sich gezogen hat.

Bevor man die innere Problematik der attischen Bürgerschaft,

die sich daraus ergab, wenigstens frageweise skizzieren kann, muß freilich deutlicher werden, was Athen damals war und in welcher Situation es sich befand.

1. Plötzlicher Aufstieg zur Großmacht nach jahrhundertelanger Schwäche

In der archaischen Zeit (etwa 750 bis 500 v. Chr.) war Athen, obwohl – oder weil – seine Bürgerschaft mit weitem Abstand die größte im griechischen Mutterland war, relativ unbedeutend. An der großen Bewegung der Kolonisation hatte es kaum teilgenommen. Wo Sparta ganz Messenien eroberte und die meisten Städte auf der Peloponnes durch ein System von Bündnissen in enge Verbindung und eine leichte Form der Abhängigkeit brachte, scheint Athen zwar sein Gebiet etwas vergrößert zu haben (Eleusis etwa wurde damals gewonnen), aber schon beim Kampf, den die Athener mit dem kleinen Megara um die Insel Salamis führten, holten sie sich schwere Niederlagen, und sie scheinen auch sonst kaum viel über die Grenzen Attikas hinaus vermocht zu haben. Kein Vergleich mit dem viel kleineren Korinth, kaum einer wohl auch mit der kleinen Insel Ägina, von Milet und andern jonischen Städten zu schweigen.

Die große Krise der archaischen Zeit – die sich zunächst vor allem in der Verschuldung, der Knechtung vieler Bauern, in Empörungen, Bürgerkriegen und Usurpationen äußerte – griff relativ spät auf Athen über. Anfang des sechsten Jahrhunderts versuchte Solon die Ordnung der Stadt wiederherzustellen. Er war ein bedeutender politischer Denker und Staatsmann, sein Werk, sein Charakter in vielem bewundernswert, aber sein Erfolg hielt sich in Grenzen. Um 560 fand Peisistratos jedenfalls Unzufriedene genug, um auf sie – und andere – gestützt eine Tyrannis zu errichten. Es war eine der spätesten in der langen Reihe usurpatorischer Herrschaftsgründungen, die in Griechenland seit der Mitte des siebenten Jahrhunderts zu verzeichnen sind. Auch darin war Athen eher hinter den andern zurück.

Bald nach 510 aber, nach dem Sturz der Tyrannen, holte es auf, und zwar durch die Reformen, die ein offenbar ebenso machtbeußter wie aufgeschlossener Mann aus dem mächtigen Adels-

geschlecht der Alkmeoniden einführte, Kleisthenes, der Sohn des Megakles. Der hatte erkannt, daß er seine hohen, auf führenden Einfluß zielenden Ambitionen am besten dadurch erfüllen konnte, daß er, wie es hieß, das Volk auf seine Seite zog; und er war klug genug zu sehen, daß dies am ehesten dadurch zu bewerkstelligen war, daß er dessen politische Rechte erweiterte. Lange Zeit war es anders gewesen: Da mußte man dem breiten Volk wirtschaftliche Vorteile oder eine Verbesserung seiner Rechtssicherheit versprechen, wenn man es gegen die führenden Familien mobilisieren wollte. Da kam der politische Gewinn allein denen zugute, die sich dabei die Herrschaft verschaffen wollten. Doch inzwischen hatten sich die Dinge verändert.

Die politische Ordnung, die Kleisthenes einrichtete, war eine Vorform der Demokratie, welche man heute zumeist mit einem Begriff der Zeit „Isonomie“ nennt: eine Ordnung, in der mindestens die mittleren Schichten der Bürgerschaft regelmäßige, wirksame politische Mitsprache übten. Die Führung der politischen Geschäfte lag zwar weiter in der Hand von Adligen, war wohl auch zumeist – wie in Athen – noch in einem Adelsrat konzentriert. Aber man versuchte, das Gegengewicht des Volks dagegen so weit zu stärken, daß die Adligen dessen Willen zu berücksichtigen, vor allem ihre eigene Willkür einzuschränken hatten.

Unter den Isonomien war Athen allerdings wiederum nicht die erste; verschiedene Städte wie Korinth und Argos scheinen ihm auf diesem Weg vorangegangen zu sein. Aber in der neuen politischen Form kam die außerordentlich große Zahl seiner Bürger zum ersten Mal gesammelt zur Geltung, und das bedeutete, daß es mächtig und selbstbewußt wurde – und sich in die griechische, ja in die Weltpolitik einmischte. Es spielte auf einmal eine große Rolle. Und die Umstände, aber auch seine eigenen Leistungen brachten es dahin, daß es infolge davon rasch auf ganz neue Bahnen geriet.

Die politische Geschichte konnte damals kurzfristig außerordentlich einschneidende Veränderungen bewirken, da das Politische in jener Welt im Zentrum stand und zudem viele, zum Teil lange angebaute, zum Teil aus der unerhörten Beweglichkeit der Machtverhältnisse resultierende Möglichkeiten gleichsam von einem Jahr aufs andere und folgenreich realisiert werden konnten.

Bald nach Kleisthenes' Reformen führten die Athener Krieg ge-

gen die Chalkidier auf Euböa wie gegen die Böoter, schlugen sie und nahmen einen Teil des Landes von Chalkis für ihre eigenen Bürger in Besitz. Herodot schreibt dazu, man sehe daraus, wie sehr eine Stadt durch eine Ordnung, in der die politischen Rechte gleich verteilt seien, auch nach außen stärker werde. Man wird ihm kaum widersprechen können. Kurz vor 500 war, wiederum nach Herodot, Athen schon die mächtigste Stadt der Griechen neben Sparta. Und nachdem es sich so plötzlich seiner Macht bewußt geworden war, scheint es auch zu einer intensiveren, weiter ausgreifenden Politik geneigt zu haben. Jedenfalls ließ sich die attische Volksversammlung dazu verlocken, den Aufstand zu unterstützen, den die jonischen Griechenstädte im westlichen Kleinasien im Jahre 500 gegen die persische Herrschaft ins Werk setzten.

Auf diese Weise geriet Athen in die Weltpolitik. Und danach ging alles sehr rasch. Der Aufstand wird niedergeschlagen (494), die Perser entsenden eine Expeditionsarmee, um die Athener für ihre Teilnahme zu bestrafen (490). Bei Marathon wird sie besiegt. Der Erfolg war um so überraschender, als die Athener ihn fast allein erfochten; denn die Spartaner waren durch ein Fest, das sie zu feiern hatten, am rechtzeitigen Auszug gehindert worden.

Nach kurzer Zeit der Ruhe beginnen die Perser um 483 mit den umfassendsten Rüstungen für einen neuen, großen Feldzug, der nun auf die Eroberung ganz Griechenlands zielt. Fast gleichzeitig beschließen die Athener auf Rat des Themistokles, eine große Kriegsflotte zu bauen, so groß, wie es noch nie eine im griechischen Mutterland gegeben hatte. Die ganze Stadt muß sich damals verwandelt haben. Nicht nur die Schiffe, auch die Werften waren zu bauen, Unmengen Materials heranzuschaffen, Fachleute teils herbeizuholen, teils auszubilden, all das in größter Eile; denn die Zeit drängte. Man vollbrachte eine organisatorische Leistung größten Stils. Vor allem mußte mindestens die Hälfte der männlichen erwachsenen Bürger alle Mühe und unzählige Stunden und Tage darauf verwenden, das Rudern zu lernen. Es galt nicht nur, die Schiffe vorwärts zu bewegen, was schon schwer genug war, da die Ruderer in drei halb über-, halb nebeneinander angeordneten Reihen in schweißtreibender Enge zu sitzen und ihre Riemen kräftig und in strenger Ordnung zu führen hatten. Nein, es war vor allem auch das Manövrieren zu üben. Denn die Überlegenheit der

„Dreiruderer“ (Triären) hing davon ab, daß sie wendig genug waren, um die gegnerischen Schiffe plötzlich aus günstigem Winkel zu rammen. Später hieß es, Themistokles habe die Athener zu „Seewesen“ gemacht – und auf eine solche Wandlung lief es damals wohl hinaus. Sie lernten nicht nur neue Fähigkeiten, sondern sie trauten sich einem neuen Element an. Und das wollte sehr viel bedeuten.

Als die Perser heranrückten, faßten die Athener einen zweiten unerhörten Entschluß, nämlich mitsamt ihren Familien Attika zu räumen. Die ganze Bürgerschaft begab sich auf die Flucht. Ins völlig Ungewisse – und nicht, um anderswo Rettung zu suchen, sondern um das Unwahrscheinliche zu wagen: Mit den Verbündeten zusammen alles auf eine Karte zu setzen, um in einer Seeschlacht die überlegene Perserflotte zu besiegen.

Und es geht gut: Im September 480 vernichteten die Griechen die persische Flotte bei Salamis. Nicht allein, vielleicht nicht einmal in erster Linie die Athener; aber sie stellen den größten Teil der griechischen Flotte, so daß ohne sie der Sieg nicht möglich gewesen wäre. Außerdem war ihr Feldherr Themistokles dafür verantwortlich, daß die Schlacht überhaupt und unter günstigen Umständen stattfinden konnte. Der Perserkönig brach umgehend auf, um in aller Hast in sein Reich zurückzukehren; er befürchtete Aufstände, wenn sich erst die Nachricht von seiner Niederlage verbreitete.

Mit dem Sieg aber stellte sich den Griechen die Frage, was mit ihren Verwandten im westlichen Kleinasien geschehen sollte, die zum Teil auf ihre Seite übergelaufen waren und nun die Befreiung von der persischen Herrschaft forderten. Die Spartaner, in deren Hand die Führung des griechischen Bündnisses lag, versagten sich. Sie schlugen vor, man solle jene Griechen umsiedeln. Die Athener jedoch, die sich als die älteste Stadt Joniens fühlten, selbstbewußt und im Besitz ihrer Flotte (für die es übrigens sonst wenig Verwendung gegeben hätte), waren bereit, den Krieg ins Perserreich hineinzutragen. Man schloß ein Bündnis, den sogenannten attischen Seebund (478), der dann innerhalb weniger Jahre seinen Charakter zu einer Herrschaft der Athener über die Ägäis verändern sollte.

Dreißig Jahre zuvor war Athen noch eine unbedeutende, vor sich hinlebende Polis gewesen, nichts als ein Kanton unter vielen

anderen. Jetzt entpuppte es sich als die wichtigste Stadt des griechischen Mutterlands. Es hatte aus neuen Voraussetzungen heraus Politik gemacht und die verschiedensten, freilich ganz außerordentlichen Gelegenheiten zum Aufstieg, die die Zeit bot, mit Glück, Mut und Tapferkeit genutzt. Nachdem es die längste Zeit kaum über die eigenen Grenzen hinausgewirkt hatte, war es nun eine Großmacht geworden, die es mit dem Weltreich der Perser aufnehmen konnte. Allerdings reichte Persien vom Balkan bis zum Indus und von Ägypten bis zum Kaspischen Meer. Die Ägäis bildete nur eine seiner vielen Grenzregionen. Und das Reich hatte seine Dynamik eingebüßt, war folglich mit unzähligen Problemen beschäftigt und konnte die Griechen nicht gar so wichtig nehmen. Trotzdem war es unerhört, wie Athen den Persern jetzt wie von gleich zu gleich begegnete.

Man kann die weitere Geschichte der Stadt nicht verstehen, wenn nicht deutlich ist, wie sie in die Lage kam, ihre Bürger gesammelt zur Geltung zu bringen, denn das war neben dem außerordentlichen Vorsprung, den sie durch ihre Flotte gewann, entscheidend für ihre Größe.

2. Bürger-Identität

Mit der Einführung der Isonomie haben die griechischen Bürgerschaften, hat vor allem Athen einen relativ raschen, bedeutenden Wandel in anthropologischer Dimension durchgemacht. Nicht nur eine Wellenbewegung im Rhythmus von „Engagement und Enttäuschung“ (A. O. Hirschman), sondern einen wirklichen Wandel. Ohne ihn wäre die Isonomie nicht möglich gewesen. Wahrscheinlich ist es nicht übertrieben zu sagen, daß die attische Bürgerschaft damals als regelmäßige politische Größe überhaupt erst entstand.

Offensichtlich beruhten die griechischen Isonomien (und dann vor allem die Demokratien) auf weitgehender regelmäßiger Beteiligung einer relativ außerordentlich großen Zahl von Bürgern an der Politik. Der Rat der Fünfhundert, der seit Kleisthenes den Willen der Gesamtheit in Athen präsent machen (und die Beschlüsse der Volksversammlung vorbereiten) sollte, umfaßte etwa ein Sechzigstel der Bürgerschaft, und vermutlich hat schon Klei-

sthenes Vorsorge dafür getroffen, daß die Ratsmänner jedes Jahr völlig ausgewechselt wurden. Außerdem mußten die Volksversammlungen häufiger tagen und durften nicht zu schlecht besucht sein, wenn der Rat wirklich die Funktion wahrnehmen sollte, die Stimme der breiteren Schichten in der Politik wirksam zur Geltung zu bringen. Denn er war dem Adelsrat auf dem Areopag deutlich unterlegen und folglich auf die aktive Unterstützung durch das Volk angewiesen.

Später erklärte Demokrit, wer von den Honoratioren sich der Politik entziehe, gerate in schlechten Ruf, ja er habe möglicherweise „etwas zu erleiden“, wie wenn sich daraus psychosomatische Konsequenzen ergeben könnten. Perikles meint gar, freilich für die radikale Demokratie seiner Zeit: „Wir sind die einzigen, die den, der gar nicht an diesen Dingen Anteil nimmt, nicht für einen ungeschäftigen, sondern für einen unnützen Bürger ansehen.“ Darin bezeugt sich, auch wenn man gewisse Übertreibungen, wie sie jeder Verallgemeinerung eigen sind, in Rechnung stellt, mindestens ein beachtlicher Druck auf aktive Beteiligung an der Politik. Er muß sich in starken gegenseitigen Erwartungen und Erwartungserwartungen befestigt haben.

Das bedeutet, daß ein relativ großer Kreis, zunächst von Bürgern mittlerer Vermögenslage, Männern jedenfalls, die sich nicht so weit auf die Politik spezialisieren konnten, um daraus einen Beruf zu machen, gleichwohl bereit war, sich sehr stark darin zu engagieren. Sie mußten dafür die eigenen Angelegenheiten relativ vernachlässigen, mußten sehr viel Zeit, Kraft, Aufmerksamkeit auf ihr Leben als Bürger wenden. Es fragt sich, wie es dazu kam.

Wohl kann man hier eine Konsequenz aus ebenjenem langen Prozeß sehen, dem die Entstehung der Isonomie (wie wohl überhaupt die Eigenart der Griechen) zu verdanken ist. Das entscheidende Charakteristikum der griechischen Kulturbildung läßt sich am einfachsten negativ begreifen: Sie vollzog sich, aufs Ganze gesehen, ohne daß eine Monarchie (und entsprechende priesterliche Instanzen) daran einen maßgeblichen Anteil gehabt hätten. Überall in der Weltgeschichte ist dies der Fall, bei den Griechen dagegen nicht. Wohl haben bei ihnen die Tyrannen einen wichtigen Beitrag zur Konsolidierung der Bürgerschaft geleistet, doch haben sie gleichsam nur als Katalysatoren gewirkt: Von ihrer Herrschaftsform hat nichts sie überdauert.

Die Gründe für diesen eigentümlichen „Mangel“ der frühen griechischen Gesellschaft sind nicht leicht auszumachen, sie tun hier auch nichts zur Sache. Jedenfalls wurde in der großen Krise der archaischen Zeit kein Einzelner stark genug, um auf Dauer einer Stadt oder gar einem Gebiet die eigene Herrschaft als Lösung oktroyieren zu können. Die Macht blieb vielmehr relativ breit gelagert, in den Städten und vor allem auch zwischen ihnen. Dabei war die Kleinheit der griechischen Gemeinwesen mindestens so sehr Folge wie Voraussetzung dieser Konstellation. Denn bei größeren Zusammenfassungen von Macht wären gewiß auch weitere Gebietskomplexe zu erobern gewesen.

Andererseits waren im Verlauf der großen Krise so bedeutende Handlungsspielräume und Ambitionen erwachsen, so viele Übergriffe gegen herkömmliche Rechte üblich geworden, zugleich aber auch so viel Empörungsbereitschaft bei den Ausgebeuteten, Entrechteten oder Zukurzgekommenen vorhanden, daß mindestens vielerorts auch stabile Adels-Regimes unmöglich wurden.

So entstand ein gewisses Vakuum. Weder die alten Aristokratien noch die neuen, usurpierten Herrschaften vermochten auf die Dauer zu überzeugen, mithin die Poliswelt derart zu ordnen, daß ihre Macht fest etabliert worden wäre. Dazu hätte es gehört, daß hinlänglich brauchbare und eindeutige Vorstellungen von gerecht und ungerecht, richtig und falsch entstanden wären und sich eingeordnet hätten in ein einigermaßen geschlossenes Weltbild, wie es zwar keineswegs immer, aber doch offenbar dann notwendig ist, wenn das herkömmlich Selbstverständliche irreparabel durcheinandergeraten ist und keine Voraussetzungen für einen gediegenen Pluralismus bestehen.

In dieser Lage bildete sich ein eigenständiges politisches Denken heraus, das sich an keine einzelne Kraft binden ließ; es wurde von vielen Seiten gebraucht. In ihm scheint sich ein neues Bild rechter Polis-Ordnung entwickelt zu haben. Angesichts der kaum einzudämmenden Willkür der Herrschenden und der potentiellen Unruhen der Beherrschten kam man darauf, daß man den Angehörigen der mittleren Schichten institutionelle Möglichkeiten geben müsse, um den Übergriffen der Adligen zu wehren. Dann konnten die Mißstände gar nicht erst aufkommen, die den Anlaß zu so vielen Empörungen gebildet hatten. Dann ließ sich die Polis einigermaßen ins Gleichgewicht bringen.

Wir hören aus dem sechsten Jahrhundert von vielen Versuchen, in diese Richtung zu wirken. Und wir können mit einiger Wahrscheinlichkeit erschließen, daß eine Reihe politischer Denker durch Verbreitung von Einsicht und Wissen, aber auch durch Ermunterung dazu beitrug, in den breiten Schichten das Bewußtsein zu wecken, auch, vielleicht gar gerade sie seien für die Stadt verantwortlich. Zudem suchten sie die institutionellen Voraussetzungen dafür zu ermitteln. Es ging darum, die Unzufriedenheit mit den Zuständen in politische Forderungen umzumünzen. Die Chance dazu wuchs mit der allmählichen wirtschaftlichen Konsolidierung, die nicht zuletzt dank den Tyrannen in Athen (und wohl auch an andern Orten) eintrat. Daß Kleisthenes – und andere vor ihm – fanden, sie könnten das Volk am ehesten dadurch gewinnen, daß sie ihm bessere politische Mitsprachemöglichkeiten verschafften, zeigt, wie gut die neuen Ansätze Fuß zu fassen vermochten.

Bloße Einsicht und guter Wille konnten allerdings nicht ausreichen, um ein dauerhaftes, regelmäßiges Engagement breiter Schichten zu bewirken. So groß das Interesse der Einzelnen an der Ordnung des Gemeinwesens (und damit an der Gewährleistung einer gewissen Rechtssicherheit) sein mag – in der Regel kann es doch wohl nur ein Nebeninteresse sein, das allzu häufig hinter ihren unmittelbaren individuellen Hauptinteressen zurückzustehen hat. Die Mahnungen, die Einsichten mußten sich also mit vitalen Antrieben verknüpfen, mußten in solche Antriebe einrasten, wenn wirklich das ganze Leben, die ganze Interessenstruktur einer größeren Zahl von Bürgern verändert werden sollte. Denn darauf lief es hinaus.

Hier kam, so scheint es, eine besondere Eigenart der griechischen Polisgesellschaften ins Spiel, die es bedingte, daß das „Politische“, das heißt das Leben unter den Bürgern, potentiell eine un-gemeine Wichtigkeit hatte, also weit vor andern Lebensbereichen und -orientierungen zu rangieren vermochte, sobald sich dazu Gelegenheit gab.

Die Poleis waren klein, im ganzen halbwegs zu überschauen. Die Zugehörigkeit zu ihnen war relativ konkret erfahrbar, zumindest in den Unterabteilungen, aus denen sich jede Bürgerschaft aufbaute. Diese bildeten die wichtigste Ebene des Sich-Aufeinan-

der-Beziehens oberhalb des Hauses, des Dorfes und kleinerer Kreise der Geselligkeit. Für das Gros der Bürger gab es weder nennenswerte wirtschaftliche noch eigentlich gesellschaftliche Beziehungen. Die Religion war weithin Sache der Polis, die Unterabteilungen der Bürgerschaft bildeten zugleich Kultgemeinschaften. Insofern spielte die Zugehörigkeit zur Bürgerschaft eine außerordentlich große Rolle. Sie bedeutete zudem je länger um so mehr ein Privileg. Denn es gab relativ scharfe Trennlinien zwischen den männlichen Bürgern und ihren Frauen, den Nicht-Bürgern und Sklaven.

Innerhalb der Bürgerschaft und ihrer Unterabteilungen bestimmte sich der Wert des Mannes auf einer vergleichsweise einfachen Skala. Die Gesellschaft war agrarisch geprägt. Wer dazugehörte, hatte Grundbesitz. Diese Regel war zwar im sechsten Jahrhundert längst zugunsten von Handwerkern und Händlern durchbrochen, doch hatten diese nicht vermocht, ihre Lebensform, ihre Tätigkeit und Interessen als irgendwie gleichwertig mit denen der Grundbesitzer zur Geltung zu bringen. Falls in der Stadt kein Tyrann herrschte, war außerdem der Militärdienst nicht Spezialisten anzuvertrauen, vielmehr mußte er von den Grundeigentümern selbst (soweit sie sich dafür equipieren konnten) besorgt werden. Anders erlaubten es weder die finanziellen Verhältnisse noch die sachliche Zurichtung der Polis; man hätte keinem Beamten so leicht ein Söldnerheer in die Hand gegeben, das war zu gefährlich.

Damit war das Ideal, dem der Mann zu genügen hatte, bestimmt. Es war wenig differenziert: Er hatte Landbesitzer und Krieger zu sein – und noch einiges mehr, was für das Leben und den Wettbewerb unter den Bürgern wichtig war, also etwa klug im Rat, redegewandt, von gutem Auftreten und in gewissen Sportarten ausgebildet. Es war folglich ein bemerkenswert geschlossenes Persönlichkeitsideal gesetzt, das heißt, es gab keine Pluralität der Wertschätzungen, man konnte vielmehr nur dem einen Ideal mehr oder weniger nahe kommen. Übrigens wurden auch Spezialisten nicht sonderlich geachtet. Genau gesagt: Man mochte deren Fähigkeiten, deren Werken Achtung zollen, was aber ihre Persönlichkeit anging, da nahm man vor allem wahr, daß sie keinen Landbesitz hatten, nicht auf die etablierten Weisen ihren Unterhalt verdienten, später auch: daß sie sich dem Bürger-Leben relativ

weitgehend entzogen, also das Allgemeine vernachlässigten, um eben Besonderes zu tun; und das galt nicht viel. So sehr war das allgemeine Ideal verpflichtend, so sehr wirkte in den sich abschließenden Männergesellschaften ein Druck auf Homogenität der Eigenart.

Dabei blieben naturgemäß unter den Bürgern, auch sofern sie keine Spezialisten waren, große Unterschiede und Gegensätze bestehen. Insbesondere diejenigen zwischen der Oberschicht – kurz gesagt den „Adligen“ – und allen andern. Sie wirkten sich sehr konkret und fühlbar aus. Denn in den Unterabteilungen wurden Rechte und Pflichten vermutlich ungleich verteilt: Die Ämter, der Zugang zum Gemeinbesitz, überschießende Einnahmen, Militärdienst, nicht zuletzt die Anteile am Opfer, das in der Regel gemeinschaftlich verzehrt wurde. Da konnte man sehr deutlich und in aller Öffentlichkeit spüren, was man wert war.

Solche Ungleichheiten können als selbstverständlich angesehen werden, und so wird es in der Frühzeit auch gewesen sein. Doch dann zerbrachen die Grundlagen, auf denen sie beruhten. Nach der mannigfachen Erfahrung von Ungerechtigkeit, nach Spannungen, Gegensätzen, Empörungen und Konflikten wurden im politischen Denken neue Maßstäbe aufgerichtet, die eine klare Unterscheidung von Recht und Unrecht möglich machten, die mindestens die Herrschaftsmethoden der Adligen in Frage stellten. Dann erfuhr man deren Schwäche gegenüber den Tyrannen und nahm schließlich ihre Willkür, ihre Fehler und Beschränktheiten um so empfindlicher als Versagen wahr, je mehr die eigenen Ansprüche an eine rechte Ordnung stiegen.

Damit mußte die Spannung zwischen der de facto bestehenden Ungleichheit und der potentiell in der Zugehörigkeit zur Bürgerschaft angelegten Gleichheit virulent werden. Wo die Überlegenheit der Adligen so sehr in Zweifel geriet, mußte der Gedanke der Gleichheit sich entfalten. Schließlich war eine Reihe von Pflichten längst in Mittel- wie Oberschicht gleich verteilt, etwa diejenige zum Militärdienst in der Phalanx.

So wurde Isonomie zur Parole, und es ging eine starke motivierende Kraft von ihr aus. Wo das Leben unter den Mitbürgern so ungemein wichtig war, bestimmte sich vor allem in ihm der Rang, die Geltung des Mannes. Es gab kaum aussichtsreiche Möglichkeiten zur Erlangung von Reichtum, ganze Bereiche wirtschaftlicher

Tätigkeit waren gering geschätzt. Einzig im Politischen konnte man sich verbessern, gab es für viele eine Chance zum Aufstieg.

Freilich gab es diese Chance zunächst nur für den Kreis derer, die abkömmlich waren, für „Honoratioren zweiten Ranges“. Und sie konnten ihre Lage nur gemeinsam verbessern. Denn als Einzelne blieben sie den Adligen gegenüber unterlegen; wie an Reichtum, so an Bildung, Auftreten, Beziehungen, auch an Erfahrungen. Außerdem blieb in aller Regel gewiß – wie in Athen – der Adelsrat bestehen, und der Einfluß der Volksversammlung mußte dagegen erst mühsam erkämpft werden. Das wohl wichtigste Mittel dazu waren die neuen Ratskollegien, deren Mitgliedschaft ständig wechselte. Nur zusammen also konnten die Angehörigen der mittleren Schichten den Einfluß des Adels aufwiegen. Eben darin bestand die Isonomie, davon hing die Wahrnehmung und Behauptung des Anspruchs auf Gleichheit ab.

Aber diese Solidarität war offenbar gegeben. Um sie zu erzeugen, waren verschiedene Motive zusammengetroffen. Die Lehre von der Verantwortung der Bürger, das Bewußtsein, vielleicht wirklich besser als die Adligen für die Stadt sorgen zu können, die Mahnung zum Engagement, die Überzeugung, daß man anders der Adelswillkür nicht widerstehen könne, die Wichtigkeit der Geltung in der Öffentlichkeit, schließlich die Tatsache, daß man so an dem bisher den Adligen vorbehaltenen zentralen Bereich teilhaben konnte, dem Bereich der Ehre, der Freiheit von Notwendigkeit, der Allgemeinheit.

Vielleicht ist es gut, die Eigenart der Polis-Bildung noch in einen weiteren Rahmen zu stellen. Sie ist dadurch charakterisiert, daß einerseits die überkommene Ordnung bei den Griechen – wie stets zu Anfang des Kulturbildungsprozesses – schwer erschüttert wurde; ganz neue Spielräume des Handelns und Denkens erschlossen sich, die herkömmlichen Normen versagten zunehmend und wurden anschließend in Frage gezogen. Das machte zum Beispiel den Unterschied zu Rom aus, in dem eine so tiefe Erschütterung des Überkommenen nie stattfand, sondern die Führungsschicht ihren Vorrang nur immer weiter ausbauen konnte. Daher bezog sich dort die Bürgerschaft weitgehend auf die Aristokratie, und die Öffentlichkeit war und blieb wesentlich von dieser beherrscht. Da mußte jeder seine Bewährung, seinen Rang im Rahmen der vorgegebenen Ordnung finden, primär im Militärischen, sonst eher in

partikularen Zusammenhängen als in dem immer größer werdenden Ganzen der Republik. Die Gesellschaft blieb stark hierarchisch.

Andererseits aber führte die Erschütterung des Kulturbildungsprozesses bei den Griechen nur begrenzt zu jener Differenzierung der Gesellschaft, die sonst dabei einzutreten pflegt. Zunächst nutzten sie die großen Spielräume dazu, um immer neue Poleis des herkömmlichen Typs zu schaffen: die Kolonien, deren Bürgerschaften ihrerseits stark agrarisch geprägt waren. Sodann bildeten sich bei ihnen zwar größere Unterschiede nach Maßgabe des Reichtums, nicht jedoch diejenige Form der Differenzierung, die in den vor- und außerantiken Hochkulturen die Regel war: die Ausrichtung der gesamten Gesellschaft auf ein monarchisches Zentrum. Sie hätte zur Folge gehabt, daß die Unterlegenheit der breiten Schichten fest etabliert und in einem Weltbild begründet worden wäre, vermutlich auch, daß eine vielfältige Spezialisierung und Neubewertung der Ränge, nicht zuletzt nach Maßgabe ihrer Nützlichkeit für das – dann eher nach der Weise des Uhrwerks konstruierte – Ganze, Platz gegriffen hätte.

Da das nicht geschah, konnte der Zusammenhang der Bürgerverbände, das Verbindende der konkreten, gemeinsamen Zugehörigkeit von Hoch und Niedrig zu überschaubaren Gruppen trotz aller schweren Belastungen nie wirklich gebrochen werden. Ebenso wenig war die Kleinheit und Selbständigkeit der Poleis zu überwinden. Es blieb – anders gesagt – bei der alten, recht urchinlichen Struktur des Zusammenlebens, bei den alten Maßstäben, wie ja auch frühe Institutionen wie die Volksversammlung und Bestrebungen wie das nach Autarkie der Häuser und vieles andere, was sonst der Kulturbildung zum Opfer zu fallen pflegt, bei den Griechen überdauern konnte. Und damit blieb – trotz aller tiefen Störungen – auch die potentielle Gleichheit unter den Bürgern bestehen, die grundlegende Tatsache der konkreten Verteilung von Rechten und Pflichten (wenn sie auch zeitweilig noch so ungleich ausfallen mochte).

Was die griechischen Gesellschaften an Spezialisierung brauchten, gewannen sie entweder unter Nicht-Bürgern und Sklaven oder gleichsam an den Rändern der Bürgerschaft (unter solchen nämlich, die nicht so sehr dem politischen Ideal gehorchten). Indem aber weder Monarchie noch Aristokratie die griechische Ge-

sellschaft wirklich prägen konnten, indem wider alle Regel der Weltgeschichte die Voraussetzungen für die Herausbildung der Gleichheit politischer Rechte dort erhalten blieben, konnte die Forderung nach starkem, regelmäßigem politischem Engagement wirklich in der Interessenstruktur der Bürgerschaften verankert werden. Sobald jedenfalls die wirtschaftliche Situation es erlaubte.

Man konnte diese Bereitwilligkeit zugleich durch geeignete Institutionen befestigen. Wie das geschah, ist am besten aus den Reformen des Kleisthenes bekannt: In den kleinen Bezirken, den Demen, die in der Regel höchstens wenige hundert Männer umfaßten, entstand eine Art grass-roots-democracy. Zugleich ermöglichten es die größeren Abteilungen der Phylen den Angehörigen der mittleren Bürgerschichten, sich im politischen Zusammenwirken kennenzulernen und ihre Solidarität zu bewähren. Dadurch sowie durch die Einrichtung des proportional von den Dörfern und kleinen Stadtbezirken her zu besetzenden Rats der Fünfhundert wurde es möglich, die breite Bürgerschaft gleichsam ihrer selbst bewußt und ihren Willen in Athen anwesend zu machen. Ihre Mitglieder wurden unabhängig von der adligen Vermittlung, über die allein sie bis dahin Zugang zum Gemeinwesen und seinen Organen gefunden hatten. So veränderten sich die Vorzeichen des gesamten politischen Lebens.

Es wurde damit mindestens unter den „mittleren Bürgern“ eine Eigenschaft wichtig, die sie bisher eher passiv als aktiv wahrgenommen hatten: Sie begegneten, gaben und nahmen sich als Bürger. Und da sie, um ihre Rechte zu behaupten, weitgehend solidarisch sein mußten, resultierte daraus in den kleinen, engen, unausweichlichen Verhältnissen der Polis jener Druck auf politisches Engagement, den Demokrit und Perikles bezeugen und ohne den das Funktionieren der isonomen und zumal der demokratischen Ordnung auch nicht denkbar ist.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de